Die Brüder Ungleich.

Berliner Skizze von Max Kretzer.

Eigentlich hießen sie anderes, aber alle näheren Bekannten nannten sie nur die Brüder Ungleich. Man konnte sich auch keine größeren Gegensätze denken, nicht nur äußerlich, sondern auch ihrer ganzen Bildung und Veranlagung nach. Hans hatte als Erstgeborener das Fett einer glänzenden Lebenslage mit abschöpfen helfen, und Robert war ein Spätling, der im harten Kampfe ums Dasein groß geworden war. Der Aelteste war ein sogenannter forscher Kerl, der als früherer Officier den Leichtsinn, der ihn um die Ecke gebracht hatte, immer noch wie ein hübsches Ardenken mit sich herumtrug, das zeitweilig der Auffrischung bedürfe, und der Jüngste war gesellschaftlich unbeholfen und zurückhaltend, mehr intelligent, als geistsprühend.

Kaum vierzehn Jahre alt, hatte er die Realschule verlassen müssen, um auf eigenen Füßen zu stehen. Er kam in eine Fabrik, wo er von der Pike auf begann und bald das Vertrauen seines Chefs derartig genoß, daß er mit vierundzwanzig Jahren kaum zu entbehren war. War der Chef der König, der, schon alt und kränklich, nur noch mit guten Rathschlägen dienen konnte, so war sein junger Vertrauter gleichsam der Regent, der über dreihundert Arbeiter herrschte und straff die Zügel führte, ohne jedoch die Peitsche zu gebrauchen.

So lagen die Verhältnisse schon, als Hans noch flotter Lieutenant in einer Provinzgarnison war und den väterlichen Zuschuß eigentlich nur als eine Ermunterung zum Schuldenmachen betrachtete. Lange verheimlichte man ihm die veränderte Lage. Wenn alles bergab ging, sollte wenigstens der „Familienstolz" oben bleiben. Der Vater, der als Rentier gelebt hatte und über Nacht glücklicher Besitzer völlig werthloser Aktien geworden war, die zum Ausstaffieren einer ganzen Wohnung gereicht hätten, nahm einen kleinen Verwalterposten an, wozu er der letzten tausend Mark als Caution bedurfte. Damals war auch noch eine unverheirathete Tochter im Hause, die eine Stellung annahm und wacker mithalf, damit das Familienschiff noch schwimmen könne, obenauf der älteste als Capitän, dem aber strenge Ordre ertheilt wurde, das Schuldenmachen gefälligst zu lassen. Den Zuschuß knappste man sich noch glüklich ab.

Dann aber, als die Zustände nicht mehr verschleiert werden konnten, kam die Wendung zum Schlimmsten. Der Familienstolz fiel, nahe vor dem „Premier". Seine Tragik wurde dadurch noch erhöht.

Drei Tage lang lief der Alte im großen Berlin herum, um Geld für den Wechsel aufzutreiben. Die Mutter jammerte, die Tochter that dasselbe und selbst Robert war schon verständig genug, das Unabwendbare mitzufühlen. Zum ersten Male in seinem Leben sah er die Eltern weinen. Aber es half alles nichts. Und als der Alte in hellster Verzweiflung schon daran dachte, die Caution zu verkündigen, um dem Gläubiger wenigstens seinen guten Willen zu zeigen, hätte er selbst auch dadurch seinen Posten verloren, war es zu spät. Der Oberst hatte bereits Kenntniß erhalten, und der Abschied erfolgte.

Kaum ein Jahr lang hatte man dieses soziale Versteckspiel treiben können, und just um die Zeit hielt Hans seinen Einzug in Berlin, wo er gewöhnlich seinen jährlichen Urlaub auszunutzen pflegte. Es gab Vorwürfe von beiden Seiten, Weibergeschrei und schließlich dumpfes Verzichtleisten auf alles, was war und hätte sein können.

So waren die Jahre vergangen. Die Alten hatten das Zeitliche gesegnet, und auch die Schwester, die noch glücklich Frau geworden war, hatte ein Kindbettfieber nicht überstehen können. Nur die Brüder waren allein zurückgeblieben, der Jüngere als eine starke Natur gestählt zu jedem Kampf, der Aeltere als der alte Schwächling, der im Schiffbruch seines Lebens schwamm und sich von den Wellen ruhig fortreiben ließ, ohne jemals die Kraft zu finden, dagegen anzukämpfen.

Er hatte Verschiedenes versucht, sich ehrlich durchzuschlagen. Hintereinander war er Privatsekretär, Versicherungsbeamter und Angestellter bei einem Officier-Verein gewesen, aber jedesmal hatten seine sogenannten noblen Passionen ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht. Immer, wenn er recht fest im Sattel zu sitzen glaubte, trieb sein Leichtsinn ihn in das Nachtleben Berlins. Er wurde rückfällig, machte Schulden und vernachlässigte die Pflichten seiner Stellung. So führte er die unglückliche Existenz eines Menschen, der weder schlecht noch unredlich ist, der vom besten Willen beseelt ist, der aber jedesmal seiner unglücklichen Veranlagung unterliegt, sobald sie zum Durchbruch kommt. Seine Tragödie hieß: Verfehltes Leben.

Vielleicht hätte er aber alle diese Dinge überwunden, wenn er nicht die Güte seines Bruders im Hintertreffen gehabt hätte, auf die er sich unter allen Umständen verlassen konnte. Je gefestigter die soziale Lage Roberts wurde, je loser und haltloser wurde die des anderens. Der Jüngere war ein fanatischer Verehrer des Aelteren, liebte ihn über die Maßen und verzieh ihm alle Schwächen, wie man sie einem höheren Wesen verzeiht, zu dem man seit frühester Jugend gewöhnt ist, emporzublicken. Er wußte, daß dieser hübsche Kerl die Hoffnung seines Vaters, der Liebling seiner Mutter und das Vorbild unerreichter Schneidigkeit gewesen, und so hielt er es für ganz selbstverständlich, wenn er alles mit theilen müsse, um dadurch zugleich seine Eltern noch im Grabe zu ehren, die seiner Meinung nach unter ähnlichen Umständen dasselbe gethan hätten wie er.

Dritten Personen gegenüber sprach er von ihm nie anders als von seinem „Herrn Bruder". Wollte er die Wirkung noch verstärken, so setzte er noch das Wort „Officier" hin, wodurch er sich gleichsam selbst gesellschaftlich gehoben fühlte. Daß der alte Glanz bereits vorüber war, genirte ihn nicht — für ihn blieb die Eigenschaft dieselbe. Er bezahlte die Schulden seines Bruders, die sich neuerdings auf bescheidener Höhe hielten, beglich die Schneiderrechnungen und kam auch für seinen Lebensunterhalt auf, sobald Hans wieder einmal in der Lage war, „in Civil außer Diensten" zu sein, wie er die Kündigung seiner Stellung zart zu umschreiben pflegte.

Es war ganz natürlich, daß diese Stellungslosigkeit in dem Maße häufiger wurde, je andauernder Robert eine offene Hand hatte, und daß zuletzt der Aeltere immer mehr Neigung zeigte, sich dem süßen Nichtsthun hinzugeben und den Gentleman zu spielen, der am vorgeschrittenen Vormittag eigentlich nur erwacht, um sich wieder von der Anwesenheit Berlins zu überzeugen.

An dieses Dasein hatte sich der Jüngere schon umsomehr gewöhnt, als beide gemeinsam eine kleine Wohnung innehatten, die mit den Resten der einstigen elterlichen Ausstattung möblirt war, und in der eigentlich der Aeltere nur wie ein Herr lebte, während sein Bruder mehr die Rolle des arbeitsamen Dieners spielte. Da der eine bereits Mittags Appetit hatte, während er bei dem anderen sich erst viel später einstellte, so speiste man am Tage nicht zusammen, sah sich vielmehr nur des Abends, wo dann Bachus reichliche Opfer gebracht wurden.

Wenn Robert ging, blieb Hans noch sitzen. Der Jüngere hatte eben Aufgaben zu erfüllen, woran der Aeltere nicht zu denken brauchte. Allmählich aber wurde auch der erstere mehr in diesen Strudel hineingezogen, als ihm lieb war.

Eines Tages wurde er zu seinem Chef ins Privatcomptoir gebeten. Herr Clemens war ein alter, würdiger Herr, der als self-made man seine bestimmten Ansichten vom Leben hatte, die er gern auch von anderen erwartete, denen er sein unbedingtes Vertrauen geschenkt hatte. „Hören Sie, lieber Freund, ich habe ein ernstes Wort mit Ihnen zu reden," begann er ohne Umschweife. „Mir ist da etwas zu Ohren gekommen, was mir nicht behagt. Mit Ihrer Solidität scheint's zu wackeln. Sie haben in letzter Zeit sehr häufig Vorschuß genommen, und gestern haben Sie sich sogar Ihr ganzes Monatsgehalt vorauszahlen lassen. Das war doch früher nicht."

Es verhielt sich allerdings so. Der Aeltere, der in einen Kreis von Sportsleuten gerathen war, hatte sich wieder hinreißen lassen, zu spielen und für einige verlorene hundert Mark sein Ehrenwort verpfändet, das er an einem bestimmten Tage einzulösen hatte. Zwar hatte der Jüngere ihm sanfte Vorwürfe gemacht, sich dann aber von der Nothwendigkeit überzeugt, daß sofort Rath geschafft werden müsse. Als Belohnung erhielt er das Versprechen, nicht mehr durch einen ähnlichen Leichtsinn in Mitleidenschaft gezogen zu werden.

„Mein Herr Bruder —", brachte Robert verlegen hervor, ohne vor Erregung gleich fortfahren zu können.

„Ich weiß schon, ich weiß schon", fiel ihm Clemens ins Wort. „Das ist gerade der Punkt, über den ich mit Ihnen sprechen wollte. Ich bin so ziemlich darüber orientirt. Sie opfern sich aus brüderlicher Liebe für ihn auf, aber ich muß gestehen, daß das ganz verkehrt von Ihnen ist. Sie protegiren seinen Leichtsinn, — ja, das thun Sie. Sie verwöhnen ihn, bestärken ihn gewissermaßen in dem Glauben, daß es so sein müsse und nicht anders. Und das ist ein gefährlicher Communismus, den man selbst nicht im kleinen betreiben soll."

Er hatte wohlmeinend gesprochen, in der Art eines väterlichen Freundes, der mehr warnen als anklagen möchte.

„Was soll er thun?" wandte Robert verlegen ein. „Er war Officier mit Leib und Seele, und einen eigentlichen Beruf hat er nicht. Die Schuld trifft mehr meine Eltern, die ihn verwöhnt haben."

„Ehret Ihre brüderliche Anschauung. Aber Ihre Ansicht als Kaufmann, hm, wie steht's damit? Kennen Sie nicht das große Soll und Haben, das allein den Ausgleich schafft? Wer die Waare über den Werth bezahlt, handelt unbesonnen und muß schließlich daran zu Grunde gehen. Und auf diesem Wege befinden Sie sich. Ich verstehe Sie nicht. Sie haben des Lebens Grausamkeit frühzeitig kennen gelernt, und gerade Sie wissen, was die Arbeit bedeutet. Das hat mich zu Ihnen hingezogen, das gerade war der feste Kitt zwischen uns beiden. Und nun locken Sie ihm durch Aufgabe Ihrer Prinzipien. Lassen Sie Ihren Bruder doch arbeiten."

Robert schoß das Blut in die Wangen, wie jemand, dem eine unerhörte Zumuthung gestellt wird. „Er ist Kavalier — er kann doch nicht die Straße kehren", sagte er dann ärgerlich.

Clemens lachte. Es war das Lachen des eingefleischten Demokraten, der am liebsten die Hände erheben möchte, um zu sagen: „Seht her, hier liegt die soziale Frage, damit habe ich alles erreicht. Und wie meine Schwiegeln schon vergangen sind, so verwischt ist für mich auch der Standesunterschied."

Roberts Aerger stieg dadurch noch. „Habe ich Ihr Vertrauen schon gemißbraucht, Herr Clemens?" fragte er herausfordernd, auf den „gelockerten Kitt" eingehend.

„Noch nicht", erwiderte der Alte ruhig, „aber ich möchte dieser Möglichkeit beizeiten vorbeugen, mein junger Freund. Sie wären nicht der erste, den falscher Idealismus in die Tiefe geführt hätte. Glauben Sie denn, daß Ihr Bruder ebenso handeln würde an Ihnen, wie Sie an ihm, wenn das Verhältniß ein umgekehrtes wäre?"

„Sicher. Er wäre nicht fähig, Verrath an mir zu üben."

Clemens lachte abermals, diesmal wie ein überlegener Menschenkenner, der seine Weltanschauung immer bereit in seiner Westentasche hat. Sie schieden wie Vater und Sohn, die zwar in Meinungsverschiedenheiten gerathen sind, dabei aber nur von den besten Absichten geleitet wurden.

Gleich darauf ereignete sich ein besonderer Fall. Clemens lud seinen Geschäftsführer jetzt öfters als sonst zu sich in sein Haus. Er wollte ihn mehr an die Familie fesseln, ihn gleichsam dadurch dem gefährlichen, nächtlichen Umgang mit seinem Bruder entfremden. Ein bestimmter Egoismus lag diesem Entschlusse zu Grunde. Wie der andauernd Kranke befürchtet, sein treuer Wärter könnte ihn verlassen, so scheute er die Stunde, wo dieser wackere Mitarbeiter sich von ihm hätte trennen können. Er hatte auch sonst Großes mit ihm vor, was bei rechtschaffenen Kaufleuten, die neben ihrem Herzenszug den Vortheil nicht vergessen, nichts Seltenes ist.

Bald hieß es im Geschäft und unter den Intimen des Hauses, Clemens werde bald einen Schwiegersohn bekommen. Wer es sein sollte, war nicht zu schwer zu errathen. In der That schienen sich Alice, die einzige Tochter, und Robert schnell gefunden zu haben, wie immer in ähnlichen Fällen, wo ein Pärchen fast mit Gewalt zusammengetrieben wird und unter diesem Einfluß kaum zur Besinnung kommt.

Die gegenseitigen Chancen wogen sich auch auf. Hier ein zwar reiches, aber kluges und nicht mehr ganz junges Mädchen, die auf besondere Schönheit keinen Anspruch machen durfte, und dort die Intelligenz und Kraft, die Stütze der Firma, deren Zukunft nun gesichert wurde. Daß diese Stütze, die geschäftlich sonst sehr aufrecht stand, vielleicht unter den Pantoffel kommen würde, hielten Vater und Tochter nicht gerade für einen Fehler. Der Puppenkopf hatte eben seinen krausen Eigensinn, der herrschen wollte.

Robert rechnete schon mit der Thatsache, seinem gestrandeten Bruder über kurz oder lang das Leben noch angenehmer machen zu können, als sich etwas ereignete, das eine der denkwürdigsten Episoden im Leben der beiden Brüder blieb. Clements hatte bemerkt, daß es den zukünftigen Verlobten seiner Tochter zeitweilig mit Macht in die Gesellschaft der Nachtfalter trieb, wo der Aeltere mit Geist und Grazie den Ton angab. Er wollte darin Wandel schaffen. Da man nun doch zu ihm in Verwandtschaft träte, wäre es wohl besser, ihn gleich jetzt einmal kennen zu lernen. Wenn beide schon unzertrennlich waren, so konnten sie auch den Abend zusammen in seinem Hause verbringen. Später, wenn der eine verheirathet war, würde sich das doch von selbst ändern.

Er lud also Hans auch zu sich ein. Und der „Schneidige" kam, sah und siegte — ganz gegen seinen Willen. Schon beim Braten beherrschte er die Situation, wie ein großer Gesellschaftsfeldherr, der seine Worttruppen zu leiten versteht. Und als der Sekt aufgetragen wurde, mußte sich Alice im tiefsten Innern ihres Herzens gestehen, daß die Liebe zu dem Jüngeren eigentlich nur ein Vorpostengefecht gewesen sei, und daß die eigentliche Schlacht erst der Aeltere schlage, der alle ihre Gefühle überwältigt hatte. Wie verschieden waren doch diese beiden Brüder! Nähte nicht der eine in der Haut des anderen stecken können, ihr Versprochener jener sein können und jener dieser? Aber noch war ja nichts verloren!

Und Robert saß dabei, sah das alles, fühlte es und verspürte nichts von Neid. Was für ein Kerl, dieser Herr Bruder! In dem Maße, wie er nun zurückgesetzt wurde, wuchs seine Verehrung für ihn, freute er sich dieses rein persönlichen Erfolges.

Schon nach acht Tagen erklärte Alice ihrem Vater, sich in ihrer Neigung zu Robert geirrt zu haben und keinen anderen heirathen zu wollen als Hans. Es gab einen großen Auftritt, in dem der Alte alle Gründe dagegen ins Gefecht führte, aus dem er aber als der Schwächere hervorging.

„Nun, was sagen Sie dazu?" sagte er dann im Geschäfte zu Robert.

„Was soll ich sagen?" gab dieser gelassen zur Antwort. „Besser, sie hat jetzt ihr Herz entdeckt als später." Im Innern freute er sich, die Wankelmüthige entlarvt zu haben. Geliebt hatte er sie eigentlich nie.

„Wer hat nun recht gehabt?" sagte Clemens wieder. „Hat er nicht Verrath an Ihnen geübt?"

„Noch nicht", hätte er sagen mögen, aber er schwieg sich aus. Am selben Tage noch, als Hans erfuhr, was er angerichtet hatte, lachte er gegen alle guten Vorschriften, so daß das Zimmer dröhnte. „Nein, mein Junge," sagte er, „das machen wir nicht. Deine Tasche will ich wohl bestehlen, aber Dein Herz nie. Darin gleichen wir uns nun einmal." Und er zog ihn an sich und küßte ihn wie ein großes Kind.

* * *

Von den Brüdern Ungleich hat keiner Alice geheirathet, auch daran nicht, als Clemens sich damit einverstanden erklärt hatte, daß der Aeltere als Ehemann ganz seinen Neigungen leben könne, was eigentlich gegen seinen demokratischen Strich ging. Alice hatte sich rasch mit einem dritten getröstet.

Robert aber ist seinem Chef nach wie vor unentbehrlich. „Ja, mein Herr Bruder", sagt er wie früher. „Er ist eben ein Kavalier."

Lenzesboten.

Der Lenz will kommen, der Winter ist aus,
Schneeglöckchen läutet: Heraus! Heraus!
Heraus ihr Schläfer aus Flur und Heid',
Es ist nicht länger Schlafenszeit.
Und was noch schlummert im Winterhaus,
Zum Leben und Weben heraus, heraus!"

singt der Dichter, wenn endlich nach langen, trüben Tagen die Kraft des Winters gebrochen, wenn das weiße Leichentuch, das über die Erde gebreitet, dem Kuß der Sonne weicht, und der Lenz, der blondlockige Knabe, seine Vorboten sendet, sein Nahen zu verkünden. Und der erste, den er uns schickt, ist das Schneeglöckchen, jene liebliche weiße Blume aus der Familie der Amaryllis.

Im Kärthnerlande erzählt man sich das Märchen seiner Entstehung. Weit in die graue Vorzeit reicht sie zurück, bis zu jenen Tagen, wo man Schnee und Eis nicht kannte, sondern ein ewiger Sommer auf der Erde herrschte. Damals lebte auf seiner Burg ein Ritter mit seiner Pflegeschwester, die es ihm derart angethan hatte, daß er beschloß, sie zu seinem Weibe zu machen. Allein noch in letzter Stunde wußte ihn eine herzlose Kokette mit ihren Zauberkünsten zu umgarnen. Er verstieß die Geliebte und wählte statt ihrer die Fremde. Aber das Glück floh seine Schwelle, denn die Ahnfrau seines Geschlechts — eine mächtige Fee — ergrimmt ob seiner Treulosigkeit, stieß einen Fluch aus, der den Sommer für ewige Zeiten von seiner Besitzung bannte. Verschwunden waren von nun an Vogelsang und Blüthenduft, und dort, wo noch vor Kurzem dichtbelaubte Bäume ihr Haupt trutzig zum Himmel streckten, ragten jetzt Berge von Eis und Schnee, jedem den Eingang wehrend. Nur die ihm eben Angetraute fand so viel Zeit, die Stätte des Unglücks zu fliehen. Unter der Wucht des Schmerzes brach der Ritter zusammen und verfiel in Schwermuth. Der ehemals so Heißgeliebten blieb die traurige Kunde nicht verborgen, und unversehens eilte sie davon, ihn zu pflegen. Aber die Wächter aus Schnee und Eis versperrten ihr den Zutritt, und bittere Thränen tropften über ihre rosigen Wangen und fanden den Weg in die schneeigen Massen. Da — auf einmal — schlug der Ton eines hellen Glöckchens an ihr Ohr, und aufblickend gewahrte sie ein weißes Blümlein, aus dem es vernehmlich läutete, und das, unbekümmert um den starren Schnee, aus dem salzigen Naß ihrer Augen entstanden war. Und je heftiger ihr Thränenquell floß, desto rascher wich die trennende Scheidewand, desto üppiger wuchsen die zierlichen Glockenblümchen. So gelangte sie ungehindert an das Thor der Burg und sank in die Arme des Ritters, der herbeigeeilt war, nach der Ursache des Läutens zu forschen. In dem Augenblicke hielt auch der Sommer wieder seinen Einzug. Allein, wie jede Schuld sich schon auf Erden rächt, durfte — dem Willen der Fee gemäß — der Ungetreue nur während der einen Hälfte des Jahres sein eheliches Glück genießen. War diese Zeit verstrichen, so verließ ihn seine holde Gemahlin, und mit ihr schwand des Sommers Pracht. Monate lang harrte der Ritter dann mit sehnendem Herzen der Zeit, wo draußen das Läuten der kleinen Glöckchen erklang; denn mit dem Schneeglöckchen kam auch die Theuere wieder.

Ebenso wie das Schneeglöckchen gehört auch das Veilchen zu den Lenzesboten, die allerorten mit großer Freude begrüßt werden. Die Poesie der verschiedensten Völker und Zeiten hat es mit ihrem Zauber umsponnen. Nach der ältesten Sage entsprießt das Veilchen unter den Schritten der Frühlingsgöttin, die nächtlich über die Erde wandelt. Dem orientalischen Glauben gemäß entstammt es dagegen aus den Freudenthränen, die der büßende Adam vergoß, als ihm der Herr durch den Erzengel Michael Gnade und Vergebung verkünden ließ, während die griechische Mythe berichtet, daß Apoll eine der lieblichen Töchter des Atlas verfolgte und diese in ihrer Herzensangst den mächtigen Zeus um Schutz anflehte. Der Göttervater erhörte auch ihr Gebet und verwandelte sie in ein duftendes Veilchen.

Schließlich müssen wir noch eines Lenzesboten gedenken: Der Primel, im Volksmunde auch „Schlüsselblume" genannt. Wir alle kennen das zierliche, hochgewachsene Pflänzlein mit den runzeligen Blättern und den schwefelgelben Blüthen, das wir in den Frühlingsmonaten nicht nur in den Gärten, sondern auch in feuchten Wäldern, auf Wiesenrainen und ähnlichen Orten antreffen.

Auch in politischer Hinsicht spielt die Primel eine gewisse Rolle. Das war, als im Jahre 1885 die Conservativen Englands unter Beaconfield's Führung mit ihr geschmückt in den Wahlkampf zogen. Es waren zwei durch ihre Schönheit berühmte Frauen der ersten Gesellschaft, die Gemahlin Lord Randolph Churchills und ihre Schwägerin, die Herzogin von Marlborough, die einen Orden der Primel mit Damen, Rittern, Knappen und Almoseniern stifteten, deren Aufgabe darin bestand, Stimmen für die Conservativen zu werben. Die Mitglieder dieses Ordens tragen als Abzeichen eine kleine Busennadel in der Form einer Primel.

Gute Rathschläge.

Niemand wird widersprechen, wenn ich sage: ein guter Rathschlag ist oft mehr werth als ein Barren Goldes. Aber was gehört nicht alles dazu, um einen guten Rathschlag mit gutem Gewissen ertheilen zu können! Vorerst eine ganz intime Kenntniß, nicht blos der allgemeinen, sondern auch der besonderen Verhältnisse, für die der gute Rath bestimmt ist. Dann eine bis in's kleinste gehende, richtige Beurtheilung des Charakters, der Launen, der Fähigkeiten dessen, dem man den guten Rath ertheilt. Und hat man diese beiden kurzgefaßten und doch so inhaltsreichen Hauptpunkte gründlich erwogen, so muß man zum dritten noch mit einer nicht weniger wichtigen Sache rechnen: dem eigenen Verantwortlichkeitsgefühl. Jedoch: wer erwägt auch nur einen dieser Punkte, wenn er daran geht, dem lieben Nächsten einen guten Rath zu geben? In welchen Dingen wird aber auch nicht um guten Rath gefragt! Vom Weihnachtsgeschenk an für die alte Tante bis zum Beruf des Sohnes; von der Tortenmischung an bis zur Ausstattung der Tochter: Rath um Rath!

Und dies giebt so interessante Gesprächsthemen! Man kann dabei so recht sein Licht leuchten lassen: die eigene Klugheit, das eigene Wissen, das eigene Vermögen und Können: kurz, man kann dabei so recht alle seine Talente verausgaben. Und der Zuhörende, wie liebenswürdig kann er sich stellen. Mit welcher feinen Schmeichelei kann er sich scheinbar unterordnen, und mit welcher geschickten Diplomatie weiß er sich eventuell zu Nutze zu machen, was der andere im Eifer auskramt. Denn bei einem guten Rath bleibt es selten. Es werden Beweise und Belege dazu herangezogen; vom hundertsten kommt man in's tausendste, und bald liegt vor dem schlauen Zuhörer ein ganzes Leben bloß, Geheimnisse, die der Mund sonst nie aussprechen würde, offenbaren sich im Eifer der guten Rathschläge.

Und das ist das gefährliche daran. Es giebt Menschen, die klug und gut zuhören können, vor deren hellem Urtheil die Schwierigkeiten weichen; die auch in verworrenen Dingen einen klaren Ausweg sehen — und die dennoch schweigen, während ein trauriger Schatten in ihre freundlichen Augen steigt. Sie schweigen; sie halten mit ihrem Rath zurück, während sie doch Hilfe wissen ...

Sind sie herzlos? Nein. Im Gegentheil: sie sind gut, aber sie sind durch Klugheit und Erfahrung bis zur Weisheit und Mäßigung gekommen. Sie wissen, daß es nicht dasselbe ist, wenn zwei dasselbe thun, und wenn sie dem andern den Weg weisen, so wissen sie doch zugleich, daß er ihn nicht gehen kann oder nicht gehen will.

Es giebt viele Menschen, die gerade umgekehrt handeln, die selten oder nie zu einer That, zu einem festen, verantwortlichen Eingreifen zu bewegen sind, die aber rathen, rathen, vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Ob sie gefragt werden oder nicht, ob man sie anhört oder ungeduldig abwehrt, ob man thut, wie sie wollen, oder das Gegentheil: sie wissen immer einen Rath.

Man kann beim ertheilen guter Rathschläge so recht sein Licht leuchten lassen, so recht alle seine Klugheit, sein Wissen, seine Erfahrung, seine Talente verausgaben, und dies schmeichelt der Eitelkeit. Die Eitelkeit ist aber eine sehr glatte Bahn, auf der man leicht zu Fall kommen und den anderen, der unserer Führung vertraut, leicht zu Fall bringen kann. Darum Vorsicht beim Ertheilen guter Rathschläge!

Die Frau und der Tanz.

Eine Indische Legende.

Als der große Mahadewa die Welt geschaffen hatte, war diese so schön und herrlich, daß seine Seele vom Entzücken erfaßt wurde und in seinem Haupte ein Gedanke auftauchte, so wunderbar, wie er nur in einem Götterhaupte entstehen konnte.

Er wollte den Gedanken verwirklichen und schuf das Weib.

Es wurde ein schönes Wesen.

Verstohlen blickte die Gazelle über Liaenteiche zu der Frau hinüber, und seitdem leuchten die Gazellenaugen in feuchtem Glanze.

Die Erde schaute sie an, lächelte freudig, und die Blumen sprossen hervor. Heiter betrachtete sie der Himmel, da blitzten Sterne am Firmament. Die Vögel begannen zu singen, als sie das Frauenbild bemerkten.

Seit der Zeit blühen die Blumen, leuchten die Sterne und singen die Vögel.

Beim Anblick der Königin und Göttin löste sich ein Schrei der Begeisterung in der ganzen Welt.

Und Mahadewa legte die Welt der Frau zu Füßen, die Welt, die bisher so still und stumm war und jetzt in einem jauchzenden Accord des Gesanges ertönte. Ja, das neue Wesen war so schön, wie es nur der Traum eines jungen Gottes zu sein vermag.

Alles bemühte sich, der Frau zu dienen und ihr sich nützlich zu erweisen. Die Sonne erwärmte sie mit ihren Strahlen. Der Himmel breitete schützend seine Decke über ihr. Die Erde bettete ihr auf Blumen ein weiches Lager. Das Wasser bot ihr einen Spiegel und zittert vor Wonne und Liebe, wenn sie sich zu ihm beugte, um ihre Schönheit zu betrachten. Nur die Luft war ihr nicht gewogen. Frei und ungebunden nach ihrer alten Gewohnheit zog sie bald im Winde, bald im rauhen Sturm daher, ging ihre eigenen Wege, ohne der allgeliebten Königin zu dienen. Launisch und eigenwillig verfuhr der Wind mit ihr. Bald zerzauste er ihre Locken, in die sie Blumen gewunden hatte, als sie sich singend zum Strome neigte. Bald auch entblätterte er die Rosen, nach denen ihre zarte Hand greifen wollte.

Er bauschte sich zum Sturm auf, jagte die Wolken zusammen und verhinderte die Sterne, sie freundlich anzusehen. Er rauschte und tobte so laut, lachte so übermüthig, indem er alle Blätter des Waldes rüttelte, daß er die Lieder der Vögel übertönte, die zu ihrem Lobe erschallten.

Die Luft blieb unbezwungen, und das war ein ausreichender Grund zu Thränen.

Als die Frau zuerst die Neigung zum Weinen empfand, da war im Paradiese ein regnerischer Tag. Trostlos saß die arme kleine Frau und weinte und weinte.

Wie mußte sie jammern, da ihr so viel Ungerechtigkeit widerfahren war!

Ermüdet vom Weinen, schlief sie ein, wie Kinder es thun.

Und zur schlafenden Schöne kam der verliebte Mahadewa. Er wollte ein Lächeln auf ihre süßen Lippen wieder zaubern und nahm die schöne Gestalt an, die er sich nur denken konnte, nämlich ihre eigene! Er ließ sich vom Winde bald langsam, bald rascher zu ihr tragen, bis sie, sich selbst erblickend, lachen würde.

Und sie mußte wirklich im Schlafe lachen, die arme, gequälte Frau.

Die Sterne erschauten dabei die glänzendsten Perlen, die je ein Korallenmund umschloß.

Mit frohem Lachen erwachte die Frau.

Das, was sie im Traume gesehen, schien ihr ungemein heiter und unterhaltend zu sein.

Sie stieg im Tanzrhythmus in die Luft. Von der Erde sich loslösend, herrschte sie plötzlich in der Luft, beim Schein des Mondes und beim Flimmern der Sterne, die in bunten Farben zu schillern anfingen.

Wie wohl fühlte sie sich als Beherrscherin des Aetherls!

Sie tanzte mit den Luftwellen und freute sich ihrer neuen Kunst, die Gott allein sie gelehrt hatte.

Der Lebensmüde.

Der Morgen dämmerte bereits. Am fernen Horizont lag ein purpurrother Streifen und die Nebel des stillen Thales, die sich während der Nacht zu gespenstigen Gebilden zusammengezogen hatten, nahmen immer mehr eine freundliche Gestalt an, bis sie sich in ein wogendes Meer verwandelten, aus dem die kleineren Sträucher des Parkes der Provinzialstadt B. neugierig hervorguckten. Inmitten dieses Parkes lag ein kleiner See, dessen Ufer mit dichtem Schilf bewachsen waren. Auf der dunkelgrünen Fluth schwammen einige blühende Wasserpflanzen und aus der Tiefe des Sees tönte der eigenthümliche, fernen Glockentönen ähnliche Gesang der Unken. —

Ein junger Mann stand am Rande des Sees und erzählte den Bewohnern desselben folgende Geschichte: „Mein Herz ist übervoll, es ist zum Brechen. Sie will nichts mehr von mir wissen, sie, die mich einst so heiß liebte und nun ihr Herz an einen anderen verschenkt hat. Wie rosig war der Sonnenaufgang unserer jungen Liebe, genau so wie heute in der Natur, wie herrlich waren die Nächte, die wir in der Laube ihres Gartens beim Zauberlicht des Vollmondes und dem anheimelnden Gezirp der kleinen Grashupfer, die sich in den Büschen des Gartens niedergelassen hatten, verbrachten, — — und nun ist alles dahin, sie ist mir untreu geworden; ich kann nicht länger leben. So magst Du denn, Du stiller See, meine Leiden enden, in Deiner Tiefe will ich ruhen, bis einst das Morgenroth des letzten Tages anbricht; über meine schwermüthigen Gedanken sollen Deine unergründlichen Fluthen hinwegrauschen und noch vielen Jahrhunderten klagen, welches Elend sie in ihrer Tiefe bergen. So leb denn wohl Du an Schönheiten so reiche und doch so traurige Welt!" — und mit einem letzten qualvollen Seufzer hatte sich der Jüngling mitten in den See gestürzt. — —

Wenige Augenblicke später lag der Unglückliche auf einer Gartenbank, die sich in der Nähe des Sees befand. Vor ihm stand ein Mann mit kummervollen Mienen; es war der Wächter des Parks und der Retter des Lebensmüden. „Mein Sohn," hub er betrübt an, als derselbe die Augen öffnete und einige unverständliche Worte, welche eine entfernte Aehnlichkeit mit „pfui Teufel" hatten, über die Lippen brachte, „wie bedauere ich Dich und Deinen anscheinend neuen hellbraunen Anzug; aus Deiner thörichten Handlung ersehe ich jedoch nur zu deutlich, daß Du ein ganz Fremder in dieser Gegend bist, denn sonst hättest Du Dich nicht in diesen Wassertümpel, welcher nur einen halben Meter tief ist, gestürzt. Also lebe wohl, vergiß Dein Herzeleid, suche Dir eine weniger treulose Geliebte, denn um eine solche handelt es sich doch wohl in diesem Falle, und schicke Deinen Anzug in eine chemische Reinigungsanstalt." Mit diesen Worten reichte er ihm eine Geschäftskarte eines seiner Bekannten, welcher ein derartiges Institut hatte, und schlug sich seitwärts in die Büsche.

— **Beweis.** A.: „Weißt Du schon das Neueste? Heute Nacht ist Schulze mit meiner Frau durchgegangen. . ." B.: „Was Du nicht sagst! Und ich dachte immer, der sei Dein bester Freund!" A.: „Ist er auch!"

Die Sage vom Eisfreien Nordpol.

Trotz aller Polarreisen und trotz aller gelehrten Auseinandersetzungen hat die Sage von einem eisfreien Meere am Nordpol sich unter den Bewohnern der nordischen Länder erhalten. Nach dieser Sage befindet sich am Nordpol ein offenes, eisfreies Meer, in dessen Schooß sich Tausende von Fischen befinden und welches von großen Vogelschaaren umschwärmt wird. Mitten in diesem Meere liegt eine blühende Insel, umspült von warmen Wellen und von einem so milden Wind umweht, daß die schönen Blumen und Gesträuche, die auf dieser Insel wachsen, besser gedeihen, als an irgend einer anderen Stelle der Erde. Die Sage betrachtet dieses eisfreie Meer als eine feststehende Thatsache. Aber wie viele Nordpolfahrer auch aufbrechen, um die gefährliche Reise dahin zu unternehmen, und wie viele Expeditionen ausgerüstet werden, den Pol und also das schöne Land um ihn herum zu finden, so wird es doch nicht gelingen. In den nördlichen Gegenden Rußlands sagt man: Sie können sich den Versuch sparen, der Tag des ewigen Friedens ist noch nicht gekommen — der letzte Johannesschüler hat sich noch nicht gezeigt. Die Sage vom letzten Schüler Johannes lautet aber folgendermaßen: Ganz Rußland, hinauf bis zum höchsten Norden war einmal ein blühender Garten. In diesem Paradies lebten die Menschen friedlich und tugendhaft; die Erde gab tausendfältige Frucht und die Zweige der Bäume beugten sich unter der Menge der Früchte. So war und so blieb es, bis der Herr das Land in eine große Einöde verwandelte. Das geschah an einem Freitage, durch Johannes, jenen Jünger, welchen der Herr liebte. Nachdem der Erlöser am Kreuze gestorben war, predigte Johannes den Menschen seine Lehre, aber sein ständiges Gebet: „Liebet einander!" wurde von vielen nicht beachtet und er selbst war dem Haß und der Verfolgung ausgesetzt. Er mußte daher mit seinen Schülern von Land zu Land, von Ort zu Ort flüchten, nirgends fand er Ruhe, nirgends fand er Frieden. So nahte er endlich Rußland. Das geschah an einem Feiertage. Und als Johannes nun in den schönen Tempeln des Landes jenen Frieden und jene Liebe predigte, die von dem herrlichen Lande gewichen waren, weil seine Bewohner die kaum zu arbeiten brauchten, um von all' den Herrlichkeiten zu bekommen, sich zur Schlaffheit und Genußsucht hatten verleiten lassen, da wurden sie rasend auf ihn, spotteten seiner und jagten ihn und seine Schüler gegen Norden weiter. Aber der Staub, den Johannes in den ungastlichen Gegenden, welche er auf seiner Flucht durcheilte, von den Füßen schüttelte, verwandelte das blühende Land in eine Einöde. Schnee und Eis hüllten die Erde ein und das Land erstarrte in ewigem Winter. Johannes flüchtete höher und höher gegen Norden. Als er an die Küste gekommen war, ging er mit allen seinen Schülern an Bord eines Schiffes, welches sie schnell von ihren Verfolgern fort führte. Er steuerte anhaltend nach Norden und kein Schiff vermochte ihm zu folgen, denn hinter ihm fror das Wasser sofort zu Eis, die Wellen erstarrten, der ewige Winter kam. Hoch oben am Nordpol, auf einer wunderschönen Insel in dem eisfreien Meere lebt Johannes mit seinen Schülern noch heute. Niemand kann zu ihm kommen, denn undurchdringliches Eis umgibt das offene